



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Erzgebirger. 3. : Ds deutsche Manchester und die Kohenschätze von  
Zwickau.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

bleiben muß, wo die Staatseinmischung ebenso undurchführbar wie verderblich erscheint, und die Grundlagen der Gesellschaft erschüttert. Die Zunft dagegen ist revolutionär. Denn zur Zeit ihrer Blüte war sie die Selbsthilfe auf politischem Gebiet, welche wider den Begriff des Staates streitet, in die Aufgabe der Staatsgewalt störend eingreift. Und nun ihr im Laufe der Zeit dieser ihr ursprünglicher Inhalt verloren gegangen ist, wird sie, schwankend zwischen den Traditionen ihrer Vergangenheit und dem Bedürfniß der Gegenwart, einem wirthschaftlichen Zweck mit politischen Mitteln nachjagend, zur Reaction gegen den industriellen Fortschritt im Allgemeinen, wie zum Attentat gegen das gleiche Recht aller auf freie Erwerbsthätigkeit: somit aber wieder zur allergefährlichsten Revolution, welche tiefer, als die Umgestaltung einer politischen Staatsform, die Gesellschaft in einem ihrer Fundamente bedroht. Zum Glück liegt indessen der Erfolg der zünftlerischen Bestrebungen auf die Dauer im Reiche der Unmöglichkeit, und wir sehn sie vor dem gebieterischen Interesse des Tages immermehr in ihre Richtigkeit zurückfallen und sich selber durch das kindische Spiel mit den ihnen gemachten Concessionen vor den Zeitgenossen das Urtheil sprechen. Wenn z. B. der berliner Gewerberath noch Anfang Juni dieses Jahres in feierlicher Sitzung das Publicum mit der großen Entdeckung bereicherte:

daß die Anfertigung von Bonbons als freie Arbeit den Fabriken gestattet; dagegen die Bereitung von Zuckererbisen ein Zweig der Conditorei sei, wozu jemand handwerksmäßig gebildet und geprüft sein muß,\*) (u. dgl. ließe sich massenhaft beibringen!) so kann dies doch nur dazu dienen, die äußerste Lächerlichkeit über ein solches Treiben herauszubeschwören, worin wir den letzten Grad der Verkommenheit erblicken, mit dem lebhaften Wunsche, daß sich zum Besten aller Betheiligten unter unsern Gesetzgebern recht bald der Mann fände, der die Todten zur ewigen Ruhe bestatte.

S. D.

## Die Erzgebirger.

3.

Das deutsche Manchester und die Kohlenschätze von Zwickau.

Wenn jemand eine Karte des Erzgebirgs zeichnen wollte, welche die räumliche Verbreitung der Industriezweige desselben aufzeigte, so würde dieselbe

\*) Vgl. No. 261 der Nationalzeitung v. diesem Jahre.

nach den Angaben des Verfassers etwa in folgender Weise zu entwerfen sein: „Die ganze Landschaft trägt eine rothe Grundfarbe, die im Westen, von Eibenstock an, lichter ist; dieselbe bedeutet die überall verbreitete Frauenindustrie des Klöppelns und Stickens. Die zahlreichen, auf diesen Grund schraffirten Stellen sind die montanistischen Bezirke, wo Berg- und Hüttenbau blüht. Die hellblauen, besonders längs der Flußläufe angebrachten Punkte stellen die Spinnereien dar, die veilchenblaue Fläche, welche Chemnitz umgibt, umfaßt die Strumpfwirkerorte. Die kleinen grünen Inseln bezeichnen die industriellen Vasallen des Waldes, die Holzarbeiter; die schwarzen Stellen, die sich besonders um Schwarzenberg zusammendrängen, bedeuten die Eisenarbeiter, die Blech-, Löffel- und Nagelschmiede. Die annaberger Gegend finden wir voll hochgelber Punkte, welche die Posamentirerorte vorstellen. Mit Ockergelb ist das Weichbild von Altenberg und Johanngeorgenstadt bezeichnet, wo Strohflechterei getrieben wird. Zöblitz ist dunkelgrün übermalt, als Sitz der Serpentin-drehselei; mehre weiße Punkte deuten Kalkbrennereien und die Marmorarbeiter Krottendorfs an; ein dunkelblauer Fleck markirt die lösnitzer Schieferarbeiter. Es ist schwer, genug Farben aufzutreiben, um all die kleinen Industrieinseln des Erzgebirgs hinzuzufügen. Denn da sind noch übrig die Nadlerorte des Gebirgskammes, der Bürstenbinderbezirk von Schönheide, die Regenschirmindustrie Grünhains, die Schuhmacherstadt Zwönitz, die Arzneibereitung um Eibenstock und manche andere Gewerbe, die eine räumlich sehr beschränkte Verbreitung haben.“

Wir greifen aus diesen Gebieten und Punkten dasjenige heraus, welches dem umfanglichsten Industriebezirk des Erzgebirges, der Spitzenklöppelei an Fläche und Bewohnerzahl zunächst steht, das Gebiet der Strumpfwirkeri. Sieht man von den zerstreuten Orten dieses Bezirks ab, die westlich bis Zwickau und südlich bis zum Kamm des Gebirgs reichen, so gleicht dasselbe einer Raute, die derart begrenzt ist, daß ihre Seiten von Waldenburg südwärts bis Löbnitz, von hier ostwärts nach Zschopau und von da nördlich bis Mitweida laufen, um nach Waldenburg zurückzukehren. Am dichtesten gedrängt liegen die „Strumpforte“ im westlichen Theile des Gebietes. Die Hauptstapelplätze des Geschäfts sind Chemnitz, Stolberg und Limbach. Vor funfzehn Jahren wurde die Zahl der sächsischen Strumpfwirkerstühle auf 22,000, die der Strumpfarbeiter auf 35,000, die Menge der durch dieses Gewerbe Ernährten auf 60,000, der jährliche Erzeugungswert des Geschäftes auf fast drei Millionen Thaler veranschlagt. Für das Jahr 1855/56 nahm man den Geschäftsumsatz der sächsischen Strumpfwirkeri auf vier Millionen Thaler an, eine Summe, die den Geschäftsumsatz aller andern sächsischen Gewerbe mit Ausnahme der Baumwollenspinnerei so wie der Baumwollen- und Wollenweberei bedeutend übersteigt. Der Strumpfwirkerstuhl, 1589 in England er-

funden, kam zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, man sagt über Venedig, nach Sachsen, wo die Strumpfwirkerei allmählig und besonders seit Stiftung des Zollvereins einen großen Aufschwung nahm, und jetzt nicht bloß einen beträchtlichen Theil der Deutschen, sondern auch viele Italiener, Araber, Türken und vor allem viele Amerikaner mit Fußbekleidung versorgt.

Die Strumpfwirker arbeiten, als Zunft in Meister, Gesellen und Lehrlinge gegliedert, für Factoren, welche die Waare aufkaufen und dem Großhändler überliefern, der sie bleichen, zurichten und schließlich versenden läßt. Mehre große Fabrikanten lassen neuerdings viel auf sogenannten Rundstühlen arbeiten, Maschinen, welche nicht bloß rascher als der alte Stuhl arbeiten, sondern auch mehre Strümpfe zugleich herstellen, so daß eine einzige derselben wöchentlich vierzig bis funfzig Duzend liefern kann. Wie in andern Gewerbezirken findet man auch in der Strumpfwirkergegend, daß sich einzelne Orte auf gewisse Arbeiten besonders legen: der eine Ort fertigt nur baumwollne Strümpfe, der andere nur baumwollene Handschuhe, der dritte legt sich auf halbseidne, ein vierter auf Jacken und Mützen. Der Verdienst ist, wenn das Strumpfgeschäft sich vollen Absatz erfreut, ein guter; ein Arbeiter kann wöchentlich vier Thaler erwirken. Verbreitet der Rundstuhl sich weiter, so wird sich die Hausindustrie der Strumpfwirker vermuthlich in eine Fabrikindustrie verwandeln.

Die Hauptstadt des Strumpfwirkerbezirks und die industrielle Großstadt des ganzen Königreichs, Chemnitz, kündigt sich schon von fern durch die Rauchwolke an, welche ihren zahlreichen Fabrikschornsteinen entsteigt. Ihre Umgebung, arm an Bergen und ohne große Gewässer, zeigt nichts von Interesse für den Freund schöner Gegenden. Die Stadt selbst bietet dem Maler ebenso wenig Interessantes. Sie besitzt keinen einzigen Thurm von einiger Höhe, und niemand sieht ihr an, daß sie fast tausend Jahre alt ist. Auch die Geschichte von Chemnitz ist entschieden unromantisch. Sie erzählt nichts von Belagerungen und Schlachten, nichts von großen Kämpfen der Bürgerschaft, nichts von besondern Thaten auf dem Gebiet des dichterisch schaffenden oder philosophisch speculirenden Geistes. Ihre Epochen datiren von den Epochen der Technologie, von den Phasen der Handelsgesetzgebung und der Handelsconjuncturen. Vor dem dreißigjährigen Kriege blühte hier das Tuchmachergewerbe. Dieses ging infolge jenes Krieges fast ganz ein, aber bald erhob sich ein neuer Industriezweig an dem hierdurch nur beschädigten, nicht erdödeten Baume. Chemnitz begann gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, also früher als seine jetzigen deutschen Rivalen, diejenige Faser im Großen zu verarbeiten, von welcher die Entwicklung der neuern Industrie hauptsächlich abhängen sollte, nämlich die Baumwolle. Schon funfzig Jahre nach Eröffnung der neuen industriellen Bahn gingen in Chemnitz 2000 Stühle für Baumwollengewebe. Seit 1770 entwickelte sich der Zeugdruck. Bald surrte

hier in Deutschland die Maschine, welche am meisten dazu beigetragen hat, die Menschenhand durch Mechanik zu ersetzen. Im Jahre 1799 wurde in Harthau bei Chemnitz die erste Arkwrightsche Spinnmaschine durch Engländer aufgestellt. Die Chemnitzer Maschinenspinnerei verdankt ihr Aufkommen zum Theil dem blinden Glück. Nur durch die ebenso thörichte als despotische Continentsperre wurde es dem jungen Ableger möglich, neben dem gewaltigen englischen Mutterstamm aufzukommen, der alle Ausläufer durch seinen Schatten zu tödten drohte. Nach dem Sturze Napoleons, als England das Festland mit seinen Waaren überschwemmte, siechte die Chemnitzer Industrie, bis sie, zugleich mit der Buntweberei und der Strumpfmanufactur, durch die Stiftung des Zollvereins, der ersten gemeinschaftlichen handelspolitischen That Deutschlands, genaß und erstarzte. Vor fast dreißig Jahren wurde die Spinnerei Veranlassung zum Entstehen des Chemnitzer Maschinenbaues. Aus kleinen Anfängen erwachsend, mehrmals durch Mißgeschick fast im Keim erstickt, ist diese Industrie, welche die größte geistige Spannkraft erfordert und für eine moderne Gewerbstadt der mächtigste Sporn zu schöpferischer Thätigkeit ist, auf das erfreulichste gediehen. Die neuesten Epochen der Chemnitzer Geschichte datiren von den nach bedrohlichen Störungen hergestellten Schienenwegen, von denen der eine 1852, der zweite 1858 vollendet wurde. Durch diese Eisenstraßen ist Chemnitz, die volkreichste Stadt des Erzgebirges, nicht nur in seiner gewerblichen Thätigkeit mächtig gefördert, sondern auch zum größten Korn- und Gemüsemarkt für das Erzgebirg erhoben worden. Durch seine technischen Schulen stellt es überdies den geistigen Mittelpunkt des gewerblichen Erzgebirges dar und läßt hoffen, daß es für die mechanische und chemische Technologie das werde, was Freiberg für die montanistische geworden ist.

Wie schon seine Bauart andeutet, ist Chemnitz durchaus moderne Industriestadt. Sein Adreßbuch führt eine reiche Musterkarte von Geschäften. Vom Bandage- und Billardfabrikanten geht es durch die Cigarren u. s. w. bis zum Zwirn fast durch alle Buchstaben des Alphabets. Es hat Blumenfabriken, drei chemische Fabriken, zwei kleine Harmonikafabriken, Drahtflechtereien, welche zierliche Schleiergewebe und Körbchen liefern, Nägelmashinen, eine Regenschirm-, Spielkarten- und Lampenfabrik, zwei bedeutende Wachsstuchfabriken, die jeden zwischen dem einfachsten Badtuche und den reichsten Decken liegenden Artikel herstellen; es besitzt Werkstätten zur Fertigung von Blechwaaren und Metallgeräthen aller Art; es umfaßt eine Kammgarnspinnerei, sieben Baumwollenspinnereien und zwei größere Appreturgeschäfte. Im Ganzen bestehen in Chemnitz 76 größere und kleinere der Hausindustrie angehörige Verlagsgeschäfte und 75 geschlossene Fabrikanstalten verschiedener Art und Größe.

Als die bedeutendsten unter allen Fabriken stehen diejenigen voran, welche Baumwolle spinnen und dieselbe rein oder mit andern Fasern vermischt weben,

färben und drucken. Sachsen zählt nach den neuesten Aufstellungen 135 Spinnereien mit 600,000 Spindeln (mehr als doppelt so viel als Preußen), welche zwanzig Millionen Pfund Garn, im Gesamtwerthe von sechs Millionen Thalern herstellen. Von diesen Spinnereien kommen etwa  $\frac{1}{5}$  auf den erzgebirger Bezirk, der Chemnitz als seinen Mittelpunkt anerkennt; die meisten liegen längs der wasserreichen Zschopau, welche gegen 150,000 Spindeln treibt; der Bilischbach bei Chemnitz dreht 50,000 Spindeln. Etwa  $\frac{1}{8}$  dieser Anstalten benützt neben der unbeständigen Wasserkraft den Dampf als Hilfsarbeiter, ungefähr  $\frac{1}{20}$  derselben braucht den Dampf als alleinige Triebkraft. Manche Spinnfabriken zählen nur 120, die meisten durchschnittlich 4000, die größten 20—22,000 Spindeln und die letztern beschäftigen an 500 Menschen unter einem Dache. Die allergrößte wird die noch unvollendete Actienspinnerei werden, deren palastartiges Gebäude sich neben dem Bahnhofe von Chemnitz erhebt; sie ist auf 50,000 Spindeln berechnet. Den kleinen Anstalten wird es mit der Zeit immer schwerer werden, mit den großen Schritt zu halten, und es wird sich wol unter den Fabriken derselbe Kampf erheben, wie zwischen Großbetrieb und Handwerk. Die Statistiker geben an, daß eine Feinspindel in Sachsen ein Anlagecapital von fast zehn Thalern und ein Betriebscapital von ungefähr fünf Thalern erfordere, und daß zur Bedienung von 1000 Spindeln im Mittel zwanzig Arbeiter und ein Beamter erforderlich seien; ferner daß auf eine Spindel 1 Thlr. 18 Ngr. jährliches Salär und Arbeitslohn komme, und daß eine Feinspindel im Jahre durchschnittlich ein Gespinnst von  $9\frac{1}{2}$  Thlr. liefere; endlich daß im Jahre 1855/56 die Zahl der bei den Spinnereien angestellten Beamten 276, die der männlichen Arbeiter 4216, die der weiblichen 4777, der Knaben 1487, der Mädchen 940 betrug, daß also beim Baumwollspinnen im Ganzen 11,696 (im Jahre 1846 nur 8320) Menschen beschäftigt waren, die einen Verdienst von 906,800 Thaler hatten.

Vor der Einführung der Spinnmaschine spannen auf dem Erzgebirg und im Voigtlande gegen 18,000 Menschen Baumwolle auf Handmaschinen, die je zehn bis dreißig Spulen zählten. Die heutige Spinnerei ernährt unmittelbar fast ebenso viel Menschen, und zwar besser, als die sonstige Handspinnerei, mittelbar aber dreimal so viel. Möchte es dem beklagenswerthen Erfinder der vom Pöbel mit Steinwürfen verfolgt wurde und im Armenhause starb, möchte es doch dem genialen Hargrave vergönnt sein, sich an dem Anschauen der Wirkungen seines Strebens zu erfreuen! Die erste Bildsäule, welche Chemnitz errichtet, sollte ihm geweiht sein.

Die Löhne der sächsischen Spinner sind, besonders im Vergleich zu England, nicht hoch. Von 1839—55 betrug der durchschnittliche Wochenlohn eines Spinners 2 Thlr. 13 $\frac{1}{2}$  Ngr., der des Vorspinners 2 Thlr. 20 Ngr., der Lohn

der Arbeiter bei Streck-, Kamm- und Spulmaschinen 26, der Weiserinnen 25<sup>1/2</sup>, der Krempelmädchen 23 Mgr.

Die Baumwollenstadt war natürlich der geeignete Boden, um die mit der Spinnerei zusammenhängenden Gewerbe zu erziehen.

Besonders viele Arbeiter beschäftigt in und um Chemnitz die Baumwollenweberei. Auch dieses nicht überall zünftige Gewerbe hat sich an einzelnen Orten für gewisse Unterarten der Arbeit specialisirt. In dem einen Orte werden Haus für Haus schwere glatte Gewebe, wie Piqué und Varchent, gefertigt; in einem andern wird ausschließlich Buntweberei betrieben. In der Stadt Chemnitz, wo die Weber wol die Mehrzahl der Industriellen bilden, blüht besonders die Weberei von bunten Möbelstoffen und Tischdecken. Es bestehen hier 8 große und 45 kleinere Weberwaarengeschäfte. Die meisten lassen ihre Waaren durch Hausindustrie herstellen. Drei derselben haben in ihren Maschinenwebereien je 145, 28 und 24 Powerlooms im Gange. Die gemusterten Stoffe, von denen namentlich die Möbeldamaste orientalische Pracht entfalten, werden jetzt alle mittels des Jacquardstuhls gewebt, welcher sehr viel Arbeit erspart und doch die Arbeiterzahl nicht vermindert hat. Der Verbrauch der für die Jacquards nöthigen Pappdeckel, deren Böcher das Muster vorzeichnen, ist so groß, daß die „Kartenschläger“ in Chemnitz eine besondere Arbeiterklasse bilden. Außer den sehr zahlreichen Handjacquards sind in Chemnitz eine beträchtliche Anzahl Maschinenwebstühle thätig, deren Schiffchen ohne Beihilfe der Menschenhand ihre Bahn hin- und herfliegen. In einer Fabrik, wo über 150 solcher Webmaschinen arbeiten, herrscht ein wahrhaft betäubender Lärm.

Unsere Voreltern liebten reine Gewebe aus Wolle oder aus Flachs oder aus Baumwolle. Unsere Zeit ist die der Verschmelzung, und die gemischten Stoffe, Baumwolle und Wolle, Baumwolle und Seide, oder alle drei Webstoffe vereinigt, sind an der Tagesordnung. Während in Sachsen jetzt 20,000 Webstühle reine Baumwollenzeuge und 10,000 halbleinene liefern, sind 25,000 Stühle für Herstellung von Wollen-Baumwollen-Mischgewebe thätig.

Ein Industriezweig, der vor allen andern das Zusammenwirken vieler Köpfe und Hände erfordert, ist der Zeug- und Rattendruck. Bleicher, Zeichner, Graveure, Chemiker und Mechaniker müssen sich vereinigt bemühen, um dem Gewebe einen schönen Grund zu geben, um neue reizende Muster und Farben herzustellen, um zweckmäßige Bervielfältigungsapparate für die Druckerei zu bauen. Der Handdruck, eine alte ostindische, seit dem achtzehnten Jahrhundert in Sachsen geübte Kunst, schwang sich seit der Gründung des Zollvereins neu empor und zählt in Chemnitz dreißig Anstalten. Die Zahl der Handdrucker hat sich seit dem Aufkommen des Maschinendrucks hier nicht vermindert. In der Maschinendruckerei, die durch sinnreichen Mechanismus mit dem Schnell-

pressenbuchdruck wetteifert, hat Chemnitz an Berlin und Eilenburg sehr gefährliche Mitbewerber, welche ihm den Baumwollendruck zum großen Theil entrissen haben. In gewissen Artikeln arbeitet jedoch Chemnitz noch immer schwunghaft. Der Wollendruck hat seit mehren Jahren einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Für baumwollene und wollene Waaren hat Chemnitz drei, für reine Wollenwaaren vier größere und zehn kleinere Druckereien.

Gleich wie in der Baumwollenindustrie hat Chemnitz auch in einem zweiten wichtigen Industriezweige, der hier für Sachsen zuerst Wurzel schlug, den Vorrang im engern Vaterlande, nämlich in der Maschinenfabrikation. Der große Bedarf der Umgegend an Spinn- und Webmaschinen mußte die Chemnitzer anreizen, die Herstellung derselben nicht für immer dem Ausland zu überlassen. Die Anfänge der jungen Industrie fielen in eine ungünstige Zeit, wo die Baumwollengewerbe flau gingen, und waren eher abschreckend als ermuthigend. Um so größere Ehre macht es dem Talent und der Beharrlichkeit der nicht mit großen Capitalien versehenen Unternehmer, daß sie die junge schwache Pflanze zum kräftigen Baum erzogen. Chemnitz hat jetzt außer 22 kleineren 6 große Maschinenbauanstalten. Die Zahl der Arbeiter steigt bei voller Beschäftigung über 4000. Die größte und vielseitigste Anstalt ist die des Herrn Hartmann.

Zur Hartmannschen Fabrik zeigt dem Fremden jeder Chemnitzer den Weg mit ebenso viel Heimathstolz, als ein Dresdner nach dem Museum hindeutet. Selbst der Reisende, der an andern Orten größere Anstalten der Art gesehen, kann seine Mußestunden nicht nützlicher und angenehmer ausfüllen, als durch die Besichtigung dieser mit dankenswerther Gefälligkeit zugänglich gemachten Fabrik. Tritt man aus den stillen Räumen der Schreibstube oder der Zeichensäle in die Arbeiteräume, so hat man fast die Empfindung, die ein Adjutant haben muß, der, aus dem Zelte des Generalissimus hinweggeeilt, zu den in heißer Schlacht beschäftigten Batterien tritt. Das wimmelt und arbeitet, wie in einem Ameisenhaufen. Jeder verrichtet nur seine eigne, ganz besondere Arbeit, in der er sich Meisterschaft erwirbt, unbekümmert um das Geschäft des Nachbars; und dennoch scheint es, wenn der Zusammensetzer all diese tausenderlei Schrauben, Nägel, Stangen, Bleche, Walzen und Räder zu einem Ganzen verbindet, als hätte ein einziger Mann alles gearbeitet. In zwei großen Schmiedesälen sind je achtzig Essen in Glut, und vor je achtzig Ambossen schwingen zwei kräftige Arbeiter die Hämmer. In den Schuppen, worin die Dampfkessel vernietet und fertig gemacht werden, könnte sich ein Seecadett die Ohren für die Breitseitensalven des Kriegsschiffs härten. Die gewaltigen Krähne der Gießereien führen riesige Löffel voll glutrothen Eisens in das Mundloch der Formen. In den Schlossersälen surren und sausen allerlei sinnreiche Apparate, welche das Eisen so leicht bearbeiten,

als wäre es weiches Holz; durch Dampf getriebene Maschinen bohren, hobeln, feilen, poliren und rändeln mit solcher Genauigkeit und Schönheit, daß kein Schlossermeisterstück ihre Arbeit übertrifft. Eine riesige Drechselmaschine dreht den Umkreis eines zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Eisenrades mit vollkommener Genauigkeit ab; eine Hobelmaschine glättet auf einer vierzig Fuß langen Bahn eine ebenso lange Eisenplatte so leicht und genau, wie der Tischler ein Tannenbret behobelt. Die Schleifsteine der Schleifsäle sprühen wahre Feuerwerke. Den bedeutendsten Eindruck macht der große Maschinensaal, mit seinen Emporen voll feilender Schlosser und mit seinen bewundernswerthen Mechanismen, welche die Handhabung der massigsten Arbeitsstücke, die hier zusammengebaut werden, möglich machen.

R. Hartmann ist ein Mann, der, als schlichter Schmiedegesell beginnend, im eigentlichsten Sinne des Wortes seines Glückes eigener Schmied geworden ist. Er repräsentirt in derselben Weise wie der gestorbene Borfig in Berlin die deutsche bürgerliche Arbeit und deren Segen. Und er ist hier in Chemnitz nicht der Einzige, von dem dies zu rühmen ist. Man deutete dem Verfasser mehre ansehnliche Fabriken an, deren Besitzer als arme Spinner oder Weber anfangen. Wie jeder Soldat Napoleons einen Marschallstab im Tornister trug, so trägt jeder Arbeiter der hiesigen Fabriken die Berechtigung in sich, durch ausdauernde Strebsamkeit und frischen Unternehmungsgeist, Geschick und Verstand wohlhabend zu werden, und es herrscht infolge dessen unter den Chemnitzer Gewerbsleuten ein Eifer und Bildungstrieb, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die industriellen Lehranstalten sind stark besucht, an den Sonntagen sieht man Scharen junger Leute mit Büchern und Reißbretern der Fortbildungsschule zuströmen, und der Gewerbeverein entwickelt eine Thätigkeit, die alle Anerkennung verdient.

Eine von solchem Streben erfüllte Bevölkerung ist eben nicht in Versuchung, dem Uebermaß jener Gemüthlichkeit zu verfallen, welches die Obererzgebirger gelassen, ja halb zufrieden im Elend sitzen bleiben, sie oft nicht einmal die Hand ausstrecken läßt, wenn ihnen Hilfe geboten wird. Wol aber hat sie sich zu hüten, daß sie nicht auf die Dauer das Schöne über dem Nützlichen vergift. Chemnitz, eine Stadt von vierzigtausend Einwohnern, hat, obwol sie unter ihren Bürgern viele wohlhabende und manche reiche zählt, bis jetzt für die Kunst und für höhern Lebensgenuß so gut wie nichts gethan. Vergebens sieht man sich in der Umgebung nach schönen Landhäusern und Gärten um. Weder Architektur noch Bildhauerei, weder Theater, noch Musik, noch Malerei wirken in Chemnitz der Art, daß dem Geiste, dem das Geschäftsleben doch nie volle Befriedigung gewähren kann, ein höherer Aufschwung gegeben würde.

In dieser Hinsicht wird Chemnitz von dem sonst so prosaischen Manchester, Grenzboten III. 1859.

mit dem es in seiner Eigenschaft als Industriestadt viel verglichen wird, bei weitem übertroffen. Die dortigen Baumwollenlords haben, so spießbürgerlich sie in vielen Beziehungen denken mögen, mancherlei für den Schmuck des Lebens durch die Künste gethan. Und was noch mehr werth ist, die dortigen Arbeiter besitzen, obgleich ihre Elementarbildung sich mit der ihrer deutschen Berufsgenossen nicht vergleichen läßt, einen sehr regen Sinn für Künste und Wissenschaften, die nicht zum Fache gehören. Sie lassen sich in ihren Athenäums Shakespeares Dramen und Handels Messias vorführen, hören gern den „Lecturers“ zu, die über Naturkunde, Geschichte und andere Wissenschaften populäre Vorträge halten, üben sich in „Debating Clubs“ im Denken und freien Sprechen. Nicht wenige endlich von den „Hands“ der Fabriken Manchester verwenden ihre Sonntagsnachmittage, welche die deutschen Collegen verfehlen oder vertanzen, zu Ausflügen ins Freie, wo sie Pflanzen, Insekten oder Gesteine sammeln.

Steht nun das deutsche Manchester dem britischen in einigen Seiten des Bildungstrebens und, wie bekannt, auch in der Großartigkeit des Geschäftsbetriebes nach, so kann es sich nach andern Richtungen hin wiederum verschiedener sehr erheblicher Vorzüge vor diesem rühmen. Chemnitz hat keine Redeübungsvereine für Arbeiter, keine Concert- und Lesesäle für die unteren Classen der Gesellschaft, aber es hat auch keine ungesunden schmutzigen Arbeiterquartiere, keine in löcherigen Röcken und zerfetzten Beinkleidern herumwankenden Bettler, keine „Ginpalaces“ mit abschreckend verthierten Säulern, keine religiöse Sektirerei mit ihren widerlichen Folgen; es bedarf keiner Nachtsytle für Obdachlose und es entbehrt nicht guter Elementarschulen, in denen alle, auch die in den Fabriken arbeitenden Kinder unterrichtet werden. Möge es, rufen wir mit dem Verfasser, diese Vorzüge immer behaupten und zugleich den löblichen Eigenschaften, durch die sich Manchester auszeichnet, rüstig nachstreben.

Wie Chemnitz sich durch den regen Geist seiner Bevölkerung sehr wesentlich von der bei aller körperlichen Arbeit doch als schlaff zu bezeichnenden Art der Obererzgebirger unterscheidet, so Zwickau, die dritte größere Stadt des Erzgebirges von dem unschönen nüchternen Chemnitz durch seine anmuthige Lage und seine zum Theil noch sehr alterthümliche Physiognomie. Die Stadt ist von sanften, hier und dort bewaldeten Höhen umgeben, die Mulde, die an ihr vorüberfließt, ist ein ansehnlicher Fluß. Die Altstadt Zwickau macht fast den Eindruck eines kleinen Nürnberg. Dichtgeschlossene Reilen von Häusern mit hohen steilen Dächern, solid und altväterisch bilden die Gassen. Der Markt versetzt durch Gebäude eigenartigsten Gepräges, wie den Gasthof zum Anker, das Rathhaus und den Giebel des Gewandhauses, lebhaft ins sechzehnte Jahrhundert, wo Thomas Münzer und andere Schwarmgeister hier

ihr Wesen trieben. Die Marienkirche erfreut durch reiche Ornamentik, durch Bildwerke von Wohlgemuth und ein naives Gemälde von Cranach.

Zwickau gehört zu den ältesten Orten Sachsens. Von den Sorben gegründet, war es schon im frühen Mittelalter eine bedeutende Handels- und Gewerbestadt. Es war eine Hauptstation der Handelsstraße, welche den Süden Deutschlands mit dem Norden verband, und im vierzehnten Jahrhundert arbeiteten hier zahlreiche Messerschmiede und gegen sechshundert Tuchmacher. Ein neuer Seeweg ließ Zwickau wie manchen andern Stapelplatz vereinsamen, die Tuchmacherei zog sich allmählig nach andern Orten.

Vor dreißig Jahren noch war Zwickau eine schlichte Kleinstadt von etwas über sechstausend Einwohnern. Die Gewerbe beschränkten sich mit ihrer Production fast ausschließlich auf die Bedürfnisse der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung. Der Feldbau schien unentbehrliches Nebengeschäft der Handwerker. Ein Neubau war eine Seltenheit, und in den stillen Gassen wuchs Gras zwischen dem holprigen Pflaster. Anders die Gegenwart. Die Einwohnerzahl hat sich binnen einem Vierteljahrhundert verdreifacht. Neue Straßen, neue Stadttheile sind entstanden, neue bedeutende Geschäfte entstehen mit jedem Jahre. Statt der dürftigen Oellampenbeleuchtung der Gassen ist schon seit Jahren Gas eingeführt. An dem stattlichen Bahnhofe halten täglich zwölf gewaltige Wagenzüge. Der Preis der Grundstücke, der Bauplätze und Miethwohnungen ist in einem Grade gestiegen, der an amerikanische Verhältnisse grenzt. Die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind großstädtisch hoch. Zwickau erfreut sich mit einem Wort einer Blüte, wie sie das Erzgebirge seit der Zeit, wo reiche Bergherren ihre Fürsten an Tischen von gediegenem Silber bewirtheten, nicht wieder erlebt hat.

Und auch jetzt ist es die Tiefe der Erde, welcher dieser Reichtum entfielen ist. Die Bevölkerung der zwickauer Gegend gleicht einem Manne, der einen Schatz gefunden hat. Sie nützt die in dem flachen Muldebecken zusammen geschwemmten und zum Theil mit thurm hohen Schutt bedeckten Stämme eines urweltlichen Waldes. Es ist mit andern Worten der Steinkohlenbergbau, welcher Zwickau so überraschend aufblühen ließ. Daß dieselben in der Ausdehnung wie jetzt nicht schon frühzeitig verwendet wurden, lag an verschiedenen Ursachen.

Die Brauchbarkeit der beim Dorfe Planitz nur von wenigen Zollen Erde bedeckten „Kasenkohlen“ war hier vielleicht früher bekannt als in England. Sie wurden möglicherweise bereits von den alten Sorben, sicher aber schon von den zwickauer Schmieden des vierzehnten Jahrhunderts benutzt. Im siebzehnten versendete man sie bis Leipzig und noch weiter an Feuerarbeiter. Wenn sie von andern Leuten damals nicht verwendet wurden, so ist das begreiflich, wenn man weiß, daß zu Luthers Zeit die Klaster weiches Holz in

dieser Gegend nur 2 $\frac{1}{2}$  Groschen kostete, und daß sie selbst um die Mitte des dreißigjährigen Krieges nicht höher als 9 Groschen zu stehen kam. Erst seit dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann man die zwickauer Steinkohlen auch zum Kalkbrennen zu benutzen. Daran, sie zur Heizung gewöhnlicher Ofen zu verwenden, dachte noch kaum jemand.

Außer der Wohlfeilheit des Brennholzes war aber auch noch ein anderer Umstand, welcher einer lebhaft betriebenen Ausbeutung der zwickauer Kohlen schätze entgegenstand. Der Staat kümmerte sich wenig oder gar nicht um dieselben. Als 1520 der Ritter von Planitz und das Kloster Grünhain die erste „Kohlenordnung“ errichteten, beanspruchte der Landesherr nicht einmal das für alle andern Mineralien geltende Regale, und auch später machte die Regierung niemals ernstlich Anstalt, ihre etwaigen Rechte zur Geltung zu bringen. Die Kohlengräber galten einmal nicht für volle Bergleute, und man ließ sie thun, was ihnen eben beliebte. Die Besitzer der „Kohlberge“ handelten demgemäß ganz so wie es ihnen verständlich und nützlich dünkte. Der Grundsatz, nach dem sie verfahren, war der aller alten Innungen und Zünfte. Er hieß: Leben und leben lassen, ein vielleicht sehr christlicher, gewiß sehr gutnütthiger, vom Geiste der neuern Volkswirtschaft aber mit vollem Recht als bornirt verworfener Grundsatz. Die Ritter von Planitz als ständige Obergewerken, die „Köhler“ d. h. die Bauern, welche in der Kohlenflur Grundbesitz hatten, und die seit 1537 entstandenen zwickauer Gewerkschaften, die in der Flur von Voßwa Fuß gefaßt, errichteten 1551 eine zweite Kohlenordnung, durch welche sie den frühern Brauch der „Reihenladung“, nach dem ein Grubeneigner nur dann von seinen Kohlen verkaufte, wenn der im Turnus vorangehende ein bestimmtes Quantum losgeworden war, zum Gesetz erhoben. Die Feuerarbeiter der Umgegend, stark durch den Innungsverband, ertrugten sich um dieselbe Zeit das Recht der „Trubenladung“, d. h. ermäßigte Preise für die zum Betrieb ihres Handwerks erforderlichen Kohlen. Wiederholt redeten die obersten Behörden des Landes dem Steinkohlenfreihandel das Wort, aber nichts desto weniger bestanden die alten Beschränkungen bis in unser Jahrhundert ungeschmälert fort.

Erst der neuesten Zeit war es beschieden, hier Wandel zu schaffen. Je mehr sich die Wälder lichteteten, desto höher stieg der Werth der Steinkohlen. 1609 kostete das Fuder davon 44 gute Groschen (1 Thaler 25 Neugroschen) 1822 bezahlte man 6 Thaler dafür. In demselben Maße steigerte sich natürlich die Förderung der Kohlenschachte. 1770 betrug sie gegen 36,000, im Jahre 1820 dagegen schon 65,000 Scheffel. Neue Schachte wurden erschlossen. Die Wiedereröffnung lange Zeit unbenutzt gebliebener Gruben bei Reinsdorf wurde endlich Veranlassung, daß jene mittelalterlichen, den frischen Aufschwung hemmenden Betriebschranken wegsfielen. Man wollte die reinsdorfer Gewer-

fen zwingen, sich der Reihenladung zu unterwerfen, und als dies nicht gelang, weil jene einwendeten, sie gehörten nicht zur alten Köhlerinnung, so baten einige der gegnerischen Gewerken selbst um Aufhebung des durchlöchernten Vertrags. Die Regierung ging darauf ein, und 1830 wurde auch die Trubenladung beseitigt.

Die Befreiung des Kohlenbergbaues und der steigende Mangel an Brennholz bewirkte, daß man immer mehr Schachte einschlug und immer zweckmäßigere Mittel zur Förderung der Kohlen und zur Bewältigung der unterirdischen Gewässer anwendete. 1826 wurde die erste Dampfmaschine zum Auspumpen des Grubenwassers angelassen, und bald machte dieses neue Betriebsmittel die Stollen für alle Gruben übersflüssig. 1830 begann die Herstellung von Coaks, welche die kleinen, bisher fast unverkäuflichen Bruchtheile der Pechkohle verwendbar und somit gewinnbringend für den Grubenbesitzer werden ließ. Immer mehr Eisenwerke beehrten statt der stark vertheuerten Holzkohle diese neue Steinkohlen-Kohle. 1837 entstand das erste Kohlenbergwerk im Weichbild der Stadt Zwickau selbst, und seitdem haben sich verschiedene Actiengesellschaften gebildet, welche mit einem Capital von sechs Millionen Thalern Kohlenflöze auffuchen und ausbeuten und den Abbau derselben kunstgemäß und deshalb gewinnreicher betreiben, als die frühern Herren kleiner Gruben, deren Verfahren nicht selten ein roher Raubbau gewesen war. Die Anlegung guter Straßen, die Verbindung des Steinkohlenegebiets mit Leipzig und Chemnitz durch Eisenbahnen förderte den zwickauer Bergbau ebenfalls sehr mächtig.

Im Jahre 1820 wurden, wie bemerkt, nicht mehr als 65,000, im Jahre 1840 schon 780,000, zehn Jahre später vier und im Jahre 1856 mehr als sieben Millionen Scheffel gewonnen. Die Ueberschwemmungen des letztverflossenen Jahres ließen, indem sie in einige von den umfangreichsten Gruben eindrangen, einen Rückschritt eintreten, aber die Fluten werden binnen kurzer Zeit entfernt sein, und man darf annehmen, daß man es im Jahre 1870 auf eine Förderung von zwölf Millionen Scheffeln, d. h. auf das Dreihundertundzweiunddreißigfache des Jahres 1770 gebracht haben wird.

Dem entsprechend ist auch die Arbeiterzahl gestiegen. Die Dörfer Bockwa und Hohndorf, die vor zwanzig Jahren etwa zweihundert Arbeiter beschäftigten, haben deren jetzt etwa zehnmal so viel. Der ganze Bergbau des zwickauer Beckens wurde 1839 von etwa 200, im Jahre 1856 von 3700 Arbeitern betrieben. Man zählt jetzt 130 Schachte, von denen einige eine Tiefe von tausend Fuß haben. Die ringsum aus dem Thale und von den Hügeln aufqualmenden schwarzen Wolken kommen aus den Schloten von 20 Dampfmaschinen, welche die Grubenwasser heben, und von 24 andern, welche in Verbindung mit 102 Haspeln die Kohlen aus den Gruben schaffen.

Das zwickauer Kohlengebiet umfaßt eine Fläche von etwa 12,000 Aekern. Die „schwarzen Diamanten“ liegen in zwölf bis vierzehn baumwürdigen Flözen als Ruß- und Pechkohlen, durch Lager von Schieferthon, Sandstein und Conglomeraten getrennt, übereinander. Etwa zwei Dritttheile der Gesamtmasse befinden sich auf dem linken, ein Drittel auf dem rechten Ufer der Mulde. Der Oberfläche am nächsten kommen sie bei Planitz, während sie bei Zwickau am tiefsten liegen. Sie repräsentiren eine außerordentliche Fülle des für die heutige Industrie unentbehrlichen Brennstoffs; denn da man das Gewicht des Scheffels Steinkohlen zu ungefähr zwei Centnern annimmt und achtzehn Centner Steinkohle die Heizkraft von einer Klafter Brennholz entwickeln, so ist die Production der zwickauer Kohlenruben von 1856 gleich 777,777 Klaftern Holz, zu deren Erzeugung gegen 578,000 Acker Waldland, d. h. mehr als das doppelte Areal der Staatsforsten des Königreichs Sachsen erforderlich wäre. Ohne die zwickauer Steinkohlen wären die Chemnitzer Fabrikanlagen eine Unmöglichkeit gewesen, mit ihnen allein sind sie der Weiterentwicklung fähig.

Felder mit solchem Untergrund wie die des zwickauer Kohlenlandes liefern natürlich ihren Besitzern einen weit höhern Ertrag als die besten Weizenäcker der berühmten Lommagischer Pflege oder der altenburger Gegend, und wenige Holzbauern mögen, wenn sie die vom Vater aufbewahrten Bestände zur Zeit der Holztheurung losschlugen, so plötzlich zu großem Reichthum gelangt sein wie die Kohlenbauern von Bockwa. Noch vor einem Menschenalter war Bockwa ein schlichtes erzgebirgisches Dorf, dessen Bewohner gleich Tagelöhnern arbeiten mußten, dessen Kinder barfuß zur Schule gingen. Das heutige Bockwa dagegen sieht aus wie das Rentiersviertel einer unserer Großstädte. In seinen stattlichen, mit schmucken Gärten gezierten Häusern wohnen steinreiche Leute, die nur so viel zu arbeiten brauchen, als sie wollen, und von denen einige, ohne eine Hand rühren zu müssen, täglich über hundert Thaler Einnahme haben. Wenn der Bauer zum Millionär wird, so ist das eine Metamorphose, die, wie unsre Theaterdichter wissen, nicht ohne Gefahren ist. Mancher ist auf diesem Wege fast so schnell wieder arm geworden, als er reich wurde. Mancher hat sich wenigstens lächerlich gemacht. Die Bockwaer haben die Klippe vermieden, an welcher die Helden der Posse, denen Fortuna das große Loos bescherte, zu scheitern pflegen. Sie plagen sich nicht mehr wie ihre Väter mit Pflug und Sense, und sie thun sich etwas zu Gute. Sie fahren in eleganten Wagen mit schönen Pferden zur Stadt, das erste, worin ein reichgewordener deutscher Bauer seinen Stolz sucht. Sie puzen ihre Frauen, und sie geben ihren Kindern eine städtische Erziehung. Küche und Keller sind natürlich auch besser bestellt, als in den Tagen, wo man hauptsächlich vom Ertrag seiner Felder sich nährte. Aber in unsinnige Verschwendung ist auch nicht einer verfallen. Im Gegentheil hört man in der

Gegend spöttlich erzählen, daß sie ihr Geld eher verheimlichen als damit prahlen, und daß sie sich nie in eine Speculation einlassen, deren Erfolg nicht vollkommen sicher ist. Indes sind sie nach dem Verfasser auch nicht knauserig, wo es gilt. Sie haben eine Schule gebaut, die wie ein Schloßchen aussieht und vielleicht die reichste Außenseite aller sächsischen Schulen hat, und sie haben sich eine Kirche in ihr Dorf gestellt, die durch ihren schönen gothischen Thurm und den Zinnenwald ihres Chors selbst die zwickauer in Schatten stellt. Aus allem, was man von Bockwa hört und sieht, geht hervor, daß es nicht bloß eines der reichsten Dörfer der Erde ist, dessen Bewohner sich mit den begütertesten Bauern der holsteinischen Marschen und der magdeburger Gohrde, der Weichselniederungen und Oberösterreichs messen können, sondern daß es auch die Prüfung des Charakters, die in einem plötzlichen Glückswechsel liegt, in rühmenswürdiger Weise überstanden hat.

Die schwarzen Diamanten haben aber nicht allein die reich gemacht, welche das Feld besitzen, in denen der Schatz liegt. Andere haben unmittelbar und mittelbar an dem Gewinn Theil genommen. In alten Zeiten blühten die Gewerbe vorzüglich da auf, wo Flüsse Triebkraft und Wälder Heizstoff boten. In neuerer Zeit sind Kohlenfluren die Magnete für die Industriellen, und so haben sich auch um die zwickauer Gruben schon verschiedene gewerbliche Unternehmungen angefügt und andere werden nachfolgen.

Die Gewebeindustrie ist durch mehre Anstalten, namentlich durch eine Kammgarnspinnerei, vertreten, welche 400 Arbeiter beschäftigt. Sehr bedeutend ist die Coaksbrennerei, welche im Jahre 1850 mit vier Defen begann und gegenwärtig deren schon an dreihundert zählt. Sie verwandelte 1856 durch 261 Arbeiter 288,070 Karren rohe Steinkohlen in 845,000 Centner Coaks und 185,200 Centner „Zünder“, wie man hier nicht unverständig das englische Cinders zu nennen beliebt. Noch läßt man in den meisten Brennereien die beim Verkoften entwickelte Hitze nutzlos in die Luft verfliegen, während der erfindungsreiche Fabrikbesitzer Sikentscher dieselbe zum Brennen von Backsteinen zu benutzen gelehrt hat. Jetzt sind in Zwickau circa zwanzig Ziegelhütten in Betrieb. Dieselben verwerthen auch die geringsten Rußkohlen und stellen eine große Menge billiger Backsteine her. Der genannte Fabrikant berechnet aber, daß die zwickauer Coaksöfen durch Nachahmung seiner Wärmeersparniß jährlich an siebzig Millionen Stück liefern könnten, und zwar ohne ausdrücklichen Aufwand von Brennstoff. Derselbe Industrielle läßt auf seiner sehr umfangreichen Anlage eine mit Gas geheizte Tafelglasfabrik, eine Fabrik feuer- und säurefester Thongeschirre und Röhren, eine Salzniederei, deren Heizung durch die Coaksöfen nebenher besorgt wird, und endlich eine chemische Fabrik betreiben. Außer dieser letztern bestehen in Zwickau noch zwei chemische Fabriken. Sodann ist der hiesigen Porzellanfabrik Erwähnung zu thun, die

über hundert Arbeiter beschäftigt. Endlich müssen wir die Marienhütte nennen, das größte industrielle Etablissement der zwickauer Gegend und das bedeutendste Eisenwerk des Königreichs Sachsen. In ihren Sälen und Hallen arbeiten an 400 Mann, und ihre Production belief sich im Jahre 1854 auf 206,000 Centner Walz- und 40,000 Centner Schmiedeeisen. Seitdem hat dieselbe sich wahrscheinlich verdoppelt, jedenfalls ansehnlich erhöht. Sollte sie sich aber auch im Laufe der nächsten Jahre verdreifachen, und sollten neben der Marienhütte mehre solcher Werke, die vielen Arbeitern reichlichen Lohn gewähren, entstehen, so ist dennoch keine Ueberproduction zu befürchten. Die Eisenindustrie Preussens liefert für jeden Kopf der Bevölkerung dieses Landes etwa funfzig Pfund Eisenproducte, die sächsische dagegen für den Kopf der Bevölkerung Sachsens bloß neun Pfund. Sachsen muß also, da der Eisenbedarf seiner Bewohner kaum unter dem der preussischen Staatsangehörigen steht, noch vier Fünftheile seines Bedarfs von auswärts beziehen.

In der Nähe dieses großartigsten Eisenwerks des Erzgebirgs ließ das Jahr 1856 eine Actienvereinsbäckerei und Brauerei entstehen, welche die Bäckereien, Brauereien und Volksküchen des Oberlandes an Productivität noch mehr übertrifft, als die Marienhütte die Eisenhütten des Gebirgs. Eine Dampf- mühle liefert der Backstube, in der alle Heizmaterial und Arbeit ersparenden Erfindungen der Neuzeit angebracht sind, das Mehl. Aus vier großen Back- öfen gehen täglich an 12,000 Pfund treffliches Schwarzbrod hervor. Zwei Defen, in denen die Brode auf einer Drehscheibe liegen, werden mit Steinkohlen geheizt und brauchen nur den vierten Theil des Brennmaterials, welches für gleich große mit Holz geheizte Defen erforderlich sein würde. Möchte diese Anstalt auch dazu beitragen, daß es den Bewohnern der Oberlande endlich gestattet wäre, dem Kartoffeltops, der sie so kümmerlich nährt, sie so dürftige Gestalten sein läßt, das Maß der Verwendung anzuweisen, welches nicht überschritten werden darf, wenn er ein nützlich Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sein soll.

Wir schließen unsre Auszüge mit einer Mittheilung des Verfassers über ein eigenthümliches Naturphänomen in der Nachbarschaft von Zwickau.

Bei Planitz steht seit undenklichen Zeiten ein Kohlenflöz in Brand, der wahrscheinlich durch chemische Proceffe entstanden ist. Die auf längere Zeit erloschene Glut soll im Jahr 1641 durch plündernde Schweden, welche Grubengebäude ansteckten, wieder angefaßt worden sein. Da alle Löschversuche, das Hineinleiten von Wasser, die Entziehung der Luft und das Einbringen von Stickluft fruchtlos blieben, mußte man sich begnügen, die Brandstätte dadurch abzusperrn, daß man dem offenen Flöze beim Abbau auf mehre Lachter fern bleibt und die alten Schachte jener Stätte verschlossen hält. Noch heute steht ein Kohlenflöz von 300 Lachter Länge und 60 Lachter Breite in

Blut; die darüber liegenden Grundstücke werden im Sommer durch das unterirdische Feuer ausgedörrt und im Winter vom Schnee befreit.

Die Wärme dieses Erdbrennes nun wird zur Heizung von Treibhäusern verwandt, in denen eine Fülle seltener Pflanzen fröhlich gedeiht. Es gibt kaum eine andere Anstalt, die auf so kleinem Raum gleich viele Sehenswürdigkeiten besitzt, wie diese Treibgärtnerei. Reizende Blattpflanzen: Calladien und Aroideen neben Farren und Cycadeen; die wunderlichen Nepenthes, Sarracenien und Cephaloten mit frugförmigen Blättern, die reizbare Fliegenfalle und der ostindische Wandelflee mit sanft oscillirenden Blättern, bieten hier, selbst wenn keine Orchidee ihre phantastischen Blumen zeigt, reiche Augenweide. Für junge Liebhaber der Geographie ist diese Anstalt ein wahres Museum, in dem sie viele tropische Pflanzen, wie den Affenbrodbaum, die Banane, die Ingwerpflanze, den Kaffee- und Cacaobaum, kurz fast alle tropischen Culturpflanzen bis zur Vanillenranke, dem Zimmtbaume und dem Zuckerrohre lebendig vor sich sehen.

Hat man sich auf einer Rundreise durch die zwickauer Gegend an dem großen Aufschwung erfreut, welchen die Dtschaften derselben in den letzten Jahrzehnten genommen haben, so kann dem einen und dem andern Wanderer die Frage aufsteigen, ob dies dauern, ob es dieser blühenden Gegend nicht auch einmal so ergehen kann, wie droben den Bergstädten, deren reiche Silberadern auch eine Menge Menschen zur Ansiedlung verlockten, um sie, oder was für unsere Betrachtung gleich ist, ihre Kinder im Stich zu lassen. Die Geologen trösten: Allerdings sind unsere Kohlenflöze ebenso wenig unerschöpflich als jene Silberadern; aber mit der Erschöpfung hat es denn doch gute Wege. Denn unsere Schätzung hat uns überzeugt, daß die zwickauer Kohlenflur, wenn ihr jährlich das bis jetzt noch nicht erreichte Quantum von zwölf Millionen Centnern entzogen wird, noch für mindestens fünfhundert Jahre Vorrath in sich birgt. Und dann? Wir sollen nicht für den andern Morgen sorgen, wie viel weniger um Möglichkeiten des Jahres p. Chr. zweitausenddreihundertneunundfünfzig. Kümmern wir uns um Näherliegendes. Wer durchaus noch Trost bedarf, der erinnere sich, daß wir vor fünfhundert Jahren keine Steinkohlen, vor fünfzig Jahren noch keine Eisenbahnen, keine Dampfmaschinen, keine Telegraphen kannten, und lese dann in irgend einem Buche die weitem Erfindungen nach, welche in den letzten Menschenaltern zum Besten unserer Nahrung und Nothdurft gemacht worden sind. Die Menschen des dritten Jahrtausends werden schwerlich weniger weit in den Himmel der Dinge sehen, die uns Prometheuskindern möglich sind, als die des zweiten, auf deren Schultern sie stehen werden.